

Die Biographie und Lytton Strachey

Autor(en): **Marichalar, Antonio**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1929)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759752>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Biographie und Lytton Strachey

von *Antonio Marichalar*

Deutsch von Helene Weyl

It is perhaps as difficult to write
a good life as to live one.

Verfasser, Kritiker und Verleger konstatieren ein rasches Anwachsen der biographischen Literatur und das rege Interesse, dem die Lebensbeschreibung heute begegnet. Aber mit der Feststellung der Tatsache ist wenig getan; wir möchten wissen, warum und warum gerade jetzt diese literarische Gattung erhöhte Beachtung findet.

Hören wir darüber die Ansicht einiger Kritiker, die sich die gleiche Frage gestellt haben. Alan Valentine, der kürzlich in Oxford eine Vorlesung über die Biographie hielt, meint, daß wir in der Enge unseres eigenen Daseins den Grund für diese Bevorzugung zu suchen haben; begierig uns daraus zu befreien, fliehen wir in das Nacherleben bewegter fremder Schicksale. In unserer materialistischen Zeit – behauptet er – verlangt die Mehrzahl der Menschen anstatt imaginierter Begebenheiten handfeste und zuverlässig verbürgte Tatsachen. Und er schließt damit, daß kein zweiter Bereich der Kunst so gut wie dieser den Forderungen der intellektuellen Neugierde unserer Zeitgenossen genügt. Einen andern Weg zur Auflösung unseres Problems weist die vorsichtiger und geschultere Hand des amerikanischen Kritikers Trueblood, der wiederholt auf dieses Thema zurückgekommen ist. Er bemerkt, daß der wachsenden Gunst, die sich die Biographie erobert hat, eine analoge Zunahme der psychologischen Studien im Problemkreis der menschlichen Persönlichkeit entspricht.

Jetzt sind wir bei dem springenden Punkt und brauchen nicht mehr, wie es die Hypothese des Oxforder Lektors verlangt, eine abenteuer-süchtige und materialistische Zeitstimmung vorauszusetzen, die streng genommen vor allem andern zu beweisen gewesen wäre. Wir sammeln nicht Symptome, sondern schlichte, unbestreitbare Tatsachen, wenn wir die Beobachtung Truebloods weiter belegen durch den Erfolg des Theaters von Pirandello oder Lenormand, die zunehmende Popularität wissenschaftlicher Theorien wie Psychoanalyse oder Behaviorism und das breite Interesse für die neueren Untersuchungen zur Physiognomik

und Charakterologie, zur Lehre von den Temperamenten, zur Endokrinologie, Kinderpsychologie usw.

Dies ganze Bündel zusammengehöriger Erscheinungen weist darauf hin, daß unsere Zeit mit gespannter Aufmerksamkeit den Menschen und seine Person betrachtet.

J. Benavente, ein scharfsichtiger Geist, sagte vor einigen Jahren: für diejenigen, welche glauben, daß Gott gut und die Welt schlecht ist, wird Gott zum beklatschten Verfasser eines ausgepiffenen Stücks. Das klang damals wie ein treffendes Paradox. Heute sind wir nahe daran, es als Axiom zu erklären. Unter allgemeinem Beifall scheint das Reich der beklatschten Verfasser ausgepiffener Werke anzubrechen. Das will sagen, daß man heute nicht das vollkommene Werk sucht. Sei es vollkommen oder nicht, es interessiert an sich; als Äußerung der Persönlichkeit, die mehr ist als das Werk, nicht wegen der gültigen objektiven Begrenzung, die sie darin gefunden hat. Das Werk geht vorbei, und der Mensch dauert, voll von Möglichkeiten und bereit, sich im nächsten zu übertreffen. Mehr als ein haarscharf gelungener Einschlag interessiert uns heute die Haltung des Zielens. Die Treffsicherheit, wenn sie erreicht ist, verrät durch kein Zittern mehr die Hand, die sich dazu erzog. Wer gut schießt, erlegt; aber seine Beute ist tot. Wer sie jedoch im Fluge festhält, vermittelt uns das sanfte Schwingen eines Flügelschlags, der kaum eine Spur hinterlassen hat.

Aus Mangel an freier Beherrschung der Mittel bleibt der moderne Künstler in der Mehrzahl der Fälle beim halben Ausdruck stehen. Er besiegt den Drachen nicht; der Kampf geht weiter. Wir bewerten zugleich was er gibt und was er verspricht. Von dem Feuer, das er heimlich nährte, zeigt er im Vorübergehen nur den Widerschein eines kurzen Aufzuckens. Es gibt Werke – und jeden Tag mehr –, die uns nicht genügtun und dennoch unsere Leidenschaft für den Künstler, der sie schuf, steigern. Nicht grundlos nannte ein zeitgenössischer Denker die Werke tote Überbleibsel der lebendigen Schöpfungsakte.

Der Mensch betrachtet den Menschen und analysiert ihn mit immer hartnäckigerem Bemühen. Von Constant zu Proust, von Stendhal zu Joyce verschärft der Roman seinen psychologischen Ehrgeiz, bis sein Vogelstellernetz feinmaschig genug ist, um das Verschwiegenste einzufangen. Und jene ganz gefüllten Figuren, die er schafft, entschlüpfen den Zeilen und gehen außerhalb des Buches um. So entwickelt sich der Roman als Biographie und sprengt die ältere Form einer Geschichten erzählenden Prosa. Denn wenn das Tagebuch Amiels von einem Kritiker

seiner Zeit ein Roman genannt werden konnte, dürfen wir im Gegenteil behaupten, daß sich für den heutigen Durchschnittsleser jeder Roman auf die Einspurigkeit eines Tagebuchs reduziert: Lebensbeschreibung Emma Bovarys, Lebensbeschreibung Julien Sorels; und alles andere dient zur Entwicklung der ins Spiel gestellten Charaktere. Es gibt kein Schauspiel ohne Schauspieler und kein Gedicht ohne Dichter: was anders taten Flaubert und Stendhal als ihr Leben schreibend es noch einmal schaffen – in Form eines Bekenntnisses?

So sehen wir unsere Zeit auf der Suche nach Persönlichkeiten, ähnlich dem Kind, das sein neugierig zerlegtes Spielzeug wieder zusammensetzen trachtet. Die moderne Wissenschaft wie die moderne Literatur und Malerei streben nach der furchtbaren Zersetzung, die sie zustande gebracht haben, heute eine neue Synthese an. Wir sehen, wie in der Psychologie der Begriff der Persönlichkeit wieder in seine alten Rechte eingesetzt wird. Bekanntlich folgte der klassischen Definition des Boethius¹⁾ die Lehre von der Gleichgeordnetheit aller psychischen Erlebnisse. Die Persönlichkeit löste sich auf in eine Reihe unabhängiger, ja gegensätzlicher und vielleicht nur zufällig verbundener Elemente. Aber heute sieht man wieder, daß diese Elemente in ihrer Gesamtheit nichts anderes sind als die *substantia unica*, die Garantie für die Selbstheit des Wesens; ja, daß diese durchhaltende und autonome Substanz, die als Frucht des gelebten Lebens und der individuellen Erfahrung heranreift, nach dem Ausspruch G. H. Brahm's²⁾ befähigt ist, getrennt vom Leib zu existieren; was so viel heißt wie Unsterblichkeit der Seele.

So findet die Biographie in unserer Zeit ein günstiges Klima und überdies ein geschliffenes Werkzeug vor. Ihre Technik ist eine andere geworden dank der Vollkommenheiten der psychologischen Untersuchungsmethoden. Denn diese und daneben der differenzierte und bestimmte Duktus der im Roman erarbeiteten Sprachmittel tragen mehr zur Rang-erhöhung der Biographie bei als Wissenschaft oder romantische Sehnsucht. Aber manchmal schadet der Überfluß an technischem Können. So geschieht es nicht selten, daß der moderne Kritiker, vollgestopft mit Verdächtigungen, die er bei Freud gelernt hat, das Geheimnis einer Person zu treffen sucht, aber zu tief zielt und nur das Individuum erwischt. Um nicht auf dem Ast zu enden, wo sich der Biograph der alten Schule in wortreichem Loblied auf eine ziemlich schematische Figur wiegte, tastet man jetzt zu oft den Wurzeln nach und stößt auf eine abschreckende

¹⁾ «Persönlichkeit ist die individuelle Substanz einer vernünftigen Natur.»

²⁾ *Personality and Immortality in Post-Kantian Thought.* (1926.)

Mißgestalt. Nein, zum Baum soll man gehen seiner Früchte wegen; aber vom Baum zum Stamm, nicht davonfliegen mit den Zweigen und sich nicht in die Erde einwühlen bis an den zutiefst begrabenen Bodensatz jener traurig dunklen Region, die sich in der Persönlichkeit verbirgt.

Was bis jetzt eine Gattung zweiten Ranges war, ist heute schon eine edle Kunst geworden. Wohl hatten schon früher Romain Rolland, Jörgensen, Boutroux, Halévy gelungene Bildnisse von Beethoven, dem heiligen Franz von Assisi, Pascal oder Nietzsche entworfen; im allgemeinen aber erzählte ein fremdes Leben nur, wer nicht genug eigenes zu bekennen hatte, oder wer sich gelegentlich darin gefiel, in der dritten Person pro domo zu sprechen. Jedenfalls war es unumgänglich, bei jedem Werk den Verfasser in Rechnung zu setzen und aus der Darstellung den Darstellenden zu eliminieren. Bei so großen Schwierigkeiten und geringem Lohn ist es merkwürdig, daß sich noch Schriftsteller fanden, die sich entschlossen, das mare turbium der Biographie zu befahren, besonders wenn man bedenkt, daß sich der natürlichen Schöpfergabe eine andere, der schwarzen Kunst nicht unähnliche gesellen muß, ehe ein Toter wieder auf die Beine gebracht ist und vor unsern Augen zu atmen beginnt. Nicht ohne Grund hat Lytton Strachey, der Erneuerer der Gattung, gesagt, daß es vielleicht gleich schwierig ist, ein Leben gut zu schreiben wie gut zu leben.

Und Lytton Strachey ist auf diesem Gebiet höchste Autorität. Ihm dankt die Biographie zum guten Teil ihre Rehabilitation durch die wirksame Neuerung, die seine Technik einführte. Nach seiner Ansicht war die Kunst der Lebensbeschreibung in die Wüste einer gänzlich unverdauten Überfülle von Material geraten und auf dem Weg zu einem öden Panegyrikus, der Maß und Kritik verloren hatte. Das war die landläufige Biographie; es war also dringend nötig, sie einmal vom entgegengesetzten Ende her in Angriff zu nehmen.

Lytton Strachey ist Engländer; er ist es und mußte es sein. Denn nach England weist der Stammbaum der Biographie als literarischer Gattung und der Kult, aus dem sie heute wie immer ihren Ursprung nimmt. Heute kreuzen sich im literarischen Raum Feuersalven aus den verschiedensten Batterien: Papini und Ludwig, Aldington und Maurois entsenden einen italienischen Christus, einen deutschen Napoleon, einen Voltaire englischer Herkunft und einen Disraeli made in France. Aber das ändert nichts; die Tradition ist britisch und läuft von James Boswell und seinem *Life of Samuel Johnson* (1791) bis zum letzten veröffentlichten Band des *Dictionary of National Biography* und der

Biographiensammlung unter der Leitung Philipp Guedallas, die das Verlagshaus Bann anzeigt. In England ist die Vorliebe für Biographisches immer lebendig geblieben. Disraeli selbst empfahl die Lektüre der Geschichte in Biographien, offenbar in Vorahnung der großen Popularität, zu der seine eigene gelangen sollte. Und ebenso hat die Heldenverehrung im Vaterland Carlyles nie aufgehört. Sie geht von England aus, wenn sie auch heute überall verbreitet ist, heute da selbst die Unbekannten ihren Helden haben, plötzlich erhoben über den anonymen Schultern der andern¹⁾, und die Demokratien den Ruhm hervorstechender Namen mit einer Heftigkeit und Schnelligkeit verbreiten, die nie vorher erreicht wurde.²⁾

Wir sagten, daß Lytton Strachey Engländer ist, und möchten dem – damit auch der Biograph an seinen Biographen komme – noch einiges hinzufügen, das ihn in Zeit und Raum einzuordnen erlaubt. Räumlich gehört Lytton Strachey zur Partei der Intelligenz, zum Feldlager der *idea militans* in England. Er kämpft also, dieser Verehrer Racines, gegen den « Feind », den Wyndham Lewys und das *Criterion* im Nahkampf und zäh verfolgen. Was die Zeitkoordinate angeht, gehört Lytton Strachey zur Generation der *Georgians*, d. h. zu den Zeitgenossen des gegenwärtigen Königs. Es gibt zwei Generationen in England seit den Viktorianern: die *Edwardians* (Wells, Arnold Bennet, Galsworthy etc.) und die *Georgians* (James Joyce, Virginia Woolf, T. S. Eliot, D. H. Lawrence).

Es ist klar, daß in England, und im Ausland, die Namen der älteren Generation bekannter sind. Bernard Shaw, Kipling und Chesterton genießen eine Popularität, die Sitwell, Forster, H. Read, S. Hudson etc., sogar Conrad, Garnett, C. Dane, M. Baring, K. Mansfield oder Rodker nicht besitzen, obgleich ihre Werke zum Teil höhere Auflagenziffern erreicht haben.

¹⁾ « Der Blitz war so furchtbar, daß er einen Lord erschlug. » Man beachte die Verschiedenheit des Gefühls für Rangordnung, indem man die Inschriften für den Unbekannten Soldaten am *Arc de Triomphe* und in Westminster miteinander vergleiche. Der Franzose ist ein « Soldat » schlechtweg; er kann ein Armierungssoldat gewesen sein, ein Deserteur, ein Deutscher. Der Engländer war zumindest ein « Krieger » und überdies « von unbekanntem Namen und Rang », also jedenfalls kein Ehrloser und vielleicht (!) ein General.

²⁾ « Ein Heiliger ist ein Übermensch » sagte Guerra Junqueira. Für die nordamerikanische Masse ist Lindbergh der heilige Mechanikus (wie Spinoza der Heilige des Pantheismus ist), um ein von Keyserling geprägtes Wort zu gebrauchen. Es ist nur logisch, daß die Erneuerung der Biographie ein Zunehmen hagiographischer und mythologischer Untersuchungen im Gefolge hat. Max Scheler sprach von den fast-mythologischen Charakteren der Helden unserer Zeit: Chaplin ihr Äschylos, Valentino ihr Romeo.

Diese junge Generation ist heute in voller Entfaltung. Ihre Mitglieder sind die Klassiker von morgen; aber im Augenblick gehen sie durch das undankbare Stadium des Emporkommens. Überdies gehören sie zu einer Epoche, die von E. Muir treffend als ein Übergang definiert wurde; ihr Charakteristikum ist Unbehagen und Angst, Gefühle, von denen heute alle überall angesteckt sind. Ein schwieriges, rauhes, schlafloses Zeitalter, dessen herbe Körner kaum beginnen, zur sicheren Frucht auszureifen. Lytton Strachey selber empfängt erst heute den wahrhaften Widerhall eines Werkes, das er vor zehn Jahren publiziert hat. Der Verlag Chatto und Windus bringt eben als erste Bände einer populären Sammlung, die den Namen *The Phoenix Library* führt, seine beiden berühmtesten Bücher, *Eminent Victorians* und *Queen Victoria*¹⁾ neu heraus, die 1918 und 1921 erschienen sind.

Abgesehen von einigen Büchern der Kritik wie *Books and Characters (French and English, 1922)* und *Landmarks of French Literature*, hat Lytton Strachey vorzüglich die Biographie gepflegt und unlängst eine Untersuchung über Pope veröffentlicht (ein 1925 gehaltener Vortrag), in der seine bündige Knappheit und sein Einfühlungsvermögen zur Meisterschaft entwickelt sind. Wenn wir hier mit Vergnügen dem Schauspiel beiwohnen, wie die Angriffslust Popes mit der Zeit ihre unwesentliche, durch die Umstände bedingte Schrillheit ablegt und zu einer sicher gehandhabten Methode wird, deren geistvoller Glanz das Werk unsterblich macht, können wir voraussagen, daß etwas Ähnliches mit der viel gerügten Ironie Lytton Stracheys geschehen wird. Wenigstens glauben das seine Nachfolger,²⁾ die seine Stilformen ohne Zögern akzeptieren, da sie sich zu bewähren scheinen im Kampf gegen die Gezeiten der Mode und eine angriffslustige Kritik.³⁾

Fragen wir nunmehr nach dem Geheimnis einer Strategie, deren Vorzüge so überzeugend sind, daß sie das Vorbild und Musterbeispiel für diese neue Ära der Biographie abgegeben hat. Virginia Woolf sagt darüber: In den beiden Büchern Herrn Stracheys *Eminent Victorians* und *Queen Victoria* bemerkt man deutlich den Vorsatz, gegen den Strich der Zeitströmung zu schreiben. Weniger deutlich allerdings als

¹⁾ Von letzterem liegen deutsche und französische Übersetzungen vor. Die deutsche vorzügliche Übertragung von Hans Reisiger erschien im S. Fischer Verlag, Berlin.

²⁾ Darunter Maurois; und andere wie Bonamy Dobrée, dessen letzte biographische Essays ihre Herkunft nicht verleugnen, oder der Spezialist Philipp Guedalla, der eine Biographie Wellingtons und ein Album mit den Bildnissen einiger Damen aus der viktorianischen Zeit ankündigt.

³⁾ Selber Kritiker von Rang, bereitet Strachey soeben eine Studie vor, die als Vorwort zu dem Buch *Words and Poetry* von W. H. Rylands erscheinen soll.

bei Eliot oder Joyce, denn Strachey ist gezwungen, unantastbare Tatsachen zu behandeln und verfügt zudem über die geschmeidigste Höflichkeit, die ihm erlaubt, sich zu verwandeln und mit hohen Herrschaften zu Tisch zu sitzen, ja sogar gewisse Einzelheiten unter seinen Kleidern zu verbergen; denn hätte er sich nackt gezeigt, wäre er schon von den Lakaien hinausgeworfen worden. Und Stracheys gezwungenermaßen gefärbte und tendenziöse Untersuchungen mit denen Lord Macaulys vergleichend, die von einer günstigen Zeit getragen sind, endet Virginia Woolf: Aber Herr Strachey mußte uns erst die Augen öffnen, ehe er uns sehen lehren konnte. Er mußte sich eine verschmutzte Sprache erfinden, die es verstand, die Kraft und Reichweite seines Werkes klüglich zu beschränken.

Der Trick des Schlaubergers Lytton Strachey besteht darin, daß er sich zu verbergen weiß, um aus dem Hinterhalt die Drähte zu ziehen; er kann zur rechten Zeit schweigen und unsichtbar werden. Er argumentiert nicht, er beweist nicht. Er schlägt vor, und sein Leser verfügt – verfügt über klug zubereitete Elemente, aus denen die Deutung von selbst herauswächst. Er ist Psychologe, nicht Gelehrter. Er bringt die tauglichen Daten bei; nicht die unwiderleglichen und völlig gesicherten, sondern die charakteristischen und entscheidenden. Die Silhouetten, die er mit blanker, sicherer Schere schneidet, sind so geschickt angelegt, daß sich alles von selbst versteht. Ironisch und scharfsichtig, besitzt er hinreichende Unbekümmertheit, um seine Profile so genau zu umranden, daß die Umrisse, die er bestimmte, sich schwerlich wieder verschieben werden. Es ist kaum übertrieben, wenn man behauptet, daß Strachey Leuten, die im Leben eine menschlich vorübergehende Existenz führten, die Dauer und Dichtigkeit von epischen Helden gegeben hat. Dr. Arnold, Florence Nightingale, General Gordon, Kardinal Manning sind, wie er sagte, und werden es lange bleiben.

Das Leben, das seine Biographien einfangen, lebt wirklich. Denn er handhabt es als flinken Spiegel, der die Atmosphäre einer ganzen Umwelt zurückwirft.¹⁾ Seine analytische Scheidekunst, verwandt der des psychologischen Romanciers, verpflichtet ihn, die Darstellung verschiedenartiger Persönlichkeiten in Angriff zu nehmen, damit in ihnen der mannigfaltige und nicht selten widerspruchsvolle Charakter einer ganzen Epoche eingefangen wird. Er vergißt keinen Augenblick, daß

¹⁾ Man beachte, wie Lytton Strachey seine Modelle nicht unter den ganz monumentalen Figuren sucht, die ihm die Landschaft verdecken würden. So bleibt neben der Gestalt Mannings die Bewegung der Oxforder Bekehrungen deutlicher sichtbar, als sie es neben der Newmans, Kebles oder Puseys wäre.

er den Fisch, wenn er lebendig bleiben soll, nicht aus dem Wasser ziehen darf. In einem volkstümlichen, krausen Werk, das den Titel führt *Warum wir uns wie menschliche Wesen benehmen*, behauptet der Autor, Mr. Dorsey, daß die Lebensläufe Buddhas, Confucius', Sokrates', Mohammeds ohne den Hintergrund, vor dem sie stehen, für uns rätselhafte Hieroglyphen wären.

Aber Strachey bindet die andern und entzieht sich selbst jeder Bindung. Wegen der ironischen Distanz, aus der er eine Epoche beurteilt, hat man in Lytton Strachey einen spottenden Voltaire sehen wollen. Aber es handelt sich hier um ein Spiegelphänomen. Streng genommen ist es nicht er, der die geistigen Vorbehalte hat, sondern die Epoche, deren Geschichte er schreibt. Die « Victorian Complacency » stützte sich auf eine blinde Selbstgenügsamkeit. Ein Land, das seiner selbst sicher ist, geht durch einen historischen Augenblick des wissenschaftlichen Materialismus, und aus diesem Zusammentreffen resultiert ein eitler, übermäßig gesättigter Nationalgeist, der restlos zu allem steht, was seine Weltmacht schützt. Aber diese moralische Sicherheit, die im Schatten der britischen Fahne ausruht, bemerkt nicht, wie sich ein schlichter Feind in ihren majestätischen Faltenwurf einschmuggelt. Der aufmerksame Zöllner ist von dem Pharisäer noch immer übersehen worden.

Lytton Strachey, in seiner Begierde nicht nach Macht sondern nach Einsicht, bedient sich der gleichen Waffen wie sein viktorianisches Vaterland. Sein kühler Skeptizismus, hinter dem sich ein leidenschaftlicher und gespannter Geist verbirgt, schützt ihn vor der Entlarvung als Seeräuber. Es kommt noch etwas anderes dazu, ihn unverdächtig zu machen: er legt nie auf die Stelle an, die er eigentlich meint. Da seine Waffe nach oben ausweicht, zielt er zu tief und zwar genau so viel, um unfehlbar ins Schwarze zu treffen.

So befremdete es selbst einen ihm zugetanen Kritiker, daß Strachey auch vor einem so tragischen Fall wie dem des unglücklichen General Gordon seine ironische Haltung nicht ablegt. Aber nahm seine eigene Regierung ihn ernster, als sie von der verzweifelten Lage erfuhr, in der er sich befand? Der letzte Band der bis jetzt veröffentlichten Korrespondenz der Königin zeigt klar, wie er im Stich gelassen wurde von einem Land, das sich noch in seinem letzten Soldaten für unverwundbar hielt. – Die Lage wird immer beängstigender, ohne Zweifel; aber wer soll einen entscheidenden Schritt wagen? Als man plötzlich von der Katastrophe erfährt, steht der Königin das Herz still. Empörung und

ein Schauer des Entsetzens diktieren ihr jene bitteren Worte: Die Königin hat die furchtbare Gewißheit, daß Mr. Gladstone und die Reichsregierung das unschuldige, edle und tapfere Blut des Generals Gordon auf ihrem Gewissen haben. Es ist entsetzlich! Dies alles ist es, was den Namen der Königin verhaßt macht.

Schließlich, wer weiß, ob nicht der unselige General das Opfer seines allmächtigen Vaterlandes geworden wäre – wie er es in der Tat wurde –, auch wenn ihm damals seine unerschrockene Regierung die Aufmerksamkeit gezeigt hätte, die ihm später ein so sarkastischer und kalter Geist wie der Lytton Stracheys widmen sollte.

In dem Bestreben, die Haltung Lytton Stracheys zu entschuldigen, bemerkte der moderne englische Kritiker E. Muir, daß letzten Endes die ironische Technik dieses Autors zu keinen andern Schlußfolgerungen führt, als sie aus einer mystischen Einstellung entspringen würden. Nun wohl, uns will es bedünken, als sei die Ähnlichkeit der Resultate in der Ähnlichkeit der Verfahren selber begründet, die einander näherstehen, als man gewöhnlich meint. Ironie und Verehrung sind nicht so grundverschiedene Geistesverfassungen. In beiden steckt der klar formulierte Vorsatz, sich in die richtige Distanz zu setzen, um mit voller Einsicht zu genießen und mit offenen Augen zu lieben ohne vertuschende Zugeständnisse und vorgefaßtes Wohlwollen; der Wille zu einer anfänglichen Ablösung, die unentbehrlich ist für jede künftige Klarsicht; ein Schritt zurück mit einem Wort.

Der orientalische Mystiker kennt keine Beschränkung; er überbordet und sehnt sich durstig nach Selbstvernichtung, um mit dem geliebten Objekt zu verschmelzen. So hört er auf zu sein und also zu genießen; sein Endziel ist das Nirwana. Der christliche Mystiker dagegen wahrt immer das Bewußtsein seiner selbst; sein Ziel ist die ewige Kontemplation aus einer Ferne, welche die geschlossene Einheit des Geliebten nicht antastet. Seine Bewegung hält sich zurück, reguliert durch ihr eigenes Triebwerk. Sein Entzücken schließt Einsicht und Kritik ein. Die Ironie, da ihr genug getan ist, ruht frei und friedlich von sich selber aus. – Wer sie zu lesen versteht, wird in den Biographien Lytton Stracheys – dem Werk eines eminenten Okzidentalens – die erbauliche Grazie finden, die den Geschichten der *Legenda Aurea* entströmt.